

DIRK
HUSEMANN



DIE
ROMAN-
FABRIK

VON

PARIS

HISTORISCHER ROMAN

l**ü**bbe

Inhalt

Cover

Über das Buch

Über den Autor

Titel

Impressum

Zitat

Die Figuren der Handlung

TEIL I: Der Träumer im Louvre

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

TEIL II: Der Dieb im Britischen Museum

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39

TEIL III: Der Wolf in der Eremitage

Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Nachwort
Dank

Über das Buch

Paris 1850. In der Romanfabrik von Alexandre Dumas schreiben siebzig Angestellte die beliebten Folgen von *Die drei Musketiere* und *Der Graf von Monte Christo*, die als Fortsetzungsgeschichten die Zeitungsleser begeistern. Doch im jüngsten Werk ist etwas faul zwischen den Zeilen, denn es ist gespickt mit Staatsgeheimnissen. Um seinen Ruf zu retten, muss sich Dumas ausgerechnet mit seiner größten Kritikerin verbünden: der deutschen Lehrerin Anna Moll, die ihn wegen freizügiger Texte angezeigt hat.

Über den Autor

Dirk Husemann, Jahrgang 1965, gräbt als Wissenschaftsjournalist und Archäologe Geschichten aus. Er studierte Ur- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Ethnologie in Münster und schreibt Reportagen und Sachbücher, zum Beispiel über die älteste Stadt der Welt in Syrien, die letzten Geheimnisse von Stonehenge oder Fleischdoping bei den antiken Olympischen Spielen. Sein Debütroman »Ein Elefant für Karl den Großen« wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Dirk Husemann

Die Romanfabrik von Paris

Historischer Roman

l**ü**bbe

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Originalausgabe

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln
Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn
Titelillustration: © shutterstock.com: lynea | julias | Ensuper |
Hurst Photo | Mark Carrel | siloto | boyhey
Umschlaggestaltung: Johannes Wiebel | punchdesign, München
E-Book-Produktion: [two-up](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-7325-9434-4

www.luebbe.de
www.lesejury.de

»Normalerweise beginne ich ein Buch erst,
wenn es schon geschrieben ist.«

ALEXANDRE DUMAS

Die Figuren der Handlung

ALEXANDRE DUMAS Schriftsteller

ANNA MOLL Gräfin Dorn, Lehrerin

TRISTAN GRAF DORN ihr verstorbener Ehemann

IMMANUEL ihr Diener und Kutscher

ETIENNE LEMAITRE Magnetiseur

BEN SIMES sein Gehilfe in London und Sankt Petersburg

MADAME MEUNIER seine Kutscherin

FRUCHARD Lohnschreiber in Dumas' Romanfabrik im
Château Monte Christo

MOCQET Pförtner im Château

HIPPOLYT Dumas' Diener

OLAF SCHMALEUR Lübecker Heringshändler in Paris

MARIE-ALEXANDRINE SCHMALEUR seine Ehefrau

HENRIETTE seine Tochter

JEAN sein Sohn

AUGUSTE MARIETTE Ägyptologe und Kurator der
Ägyptischen Sammlung des Louvre

BERNARD PIVERT französischer Politiker in Paris

DOKTOR LASSAILLY Arzt im Hôpital de la Charité

MONSIEUR LAMBERMONT Wirt des Hotels Lambermont
in Brüssel

VIKTOR SCHUWALOW russischer Geschäftsmann aus
Sankt Petersburg

PRINZ ALBERT britischer Thronfolger im Buckingham
Palace

LADY ESME seine Gouvernante

LADY ALICE Herzogin von Worcester

FERGUS SEABORN ihr Geliebter

GEORGE Koch im Buckingham Palace

LORDRICHTER DIGBY Richter im Newgate-Gefängnis

EAKINS Barbier im Newgate-Gefängnis

REVEREND COLLINS Geistlicher im Newgate-Gefängnis

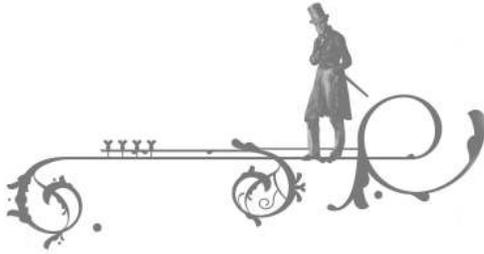
DOKTOR BAILEY Leierkastenspieler in London

POPPY ROEBUCK Zeitungsverkäuferin in London

CLÉMANT CUNIN französischer Gendarm

JACQUES FULCHIRON französischer Gendarm

TEIL I



Der Träumer im Louvre

Kapitel 1

Paris, Ende November 1851

Anna fühlte sich wie eine Romanfigur. Noch vor einer Woche war sie Deutschlehrerin in Karlsruhe gewesen. Und jetzt fuhr sie in ihrem Rollstuhl durch Paris und jagte einem Mann namens Alexandre Dumas hinterher.

Sie musste ihm das Handwerk legen.

Zunächst brauchte sie Beweise für seine Machenschaften. Anna bat ihren Diener Immanuel, einen Zeitungsverkäufer zu finden. Immanuel schob sie den Boulevard entlang. Nie zuvor hatte Anna ein solches Gedränge erlebt. Vorübereilende stießen gegen den Rollstuhl. Der Herbstwind massierte die Gesichter. Die Passanten hielten ihre Hüte fest. Anna zog den Knoten des Tuchs, das um ihre Haube geschlungen war, fester unter dem Kinn zusammen.

Nach einer Weile deutete Immanuel auf eine Marktbude aus Brettern, Kisten und einem Bettlaken, die vor einem hell erleuchteten Café aufgebaut war. Eine junge Verkäuferin sortierte die Auslagen: Bücher und Zeitungen.

»Ein November, der alles verschmiert«, sagte die Händlerin, als Anna ihr einen guten Abend wünschte. »Mit meinen Zeitungen können Sie sich erst den Abend vertreiben und danach die feuchte Wohnung auslegen«, pries die Frau die Ware an. Dabei gestikulierte sie mit müder Hand.

»Alexandre Dumas«, sagte Anna. »Kennen Sie den?«

Die Augen der Verkäuferin leuchteten mit einem Mal heller als die Lampen des Cafés. »Ob ich Monsieur Dumas

kenne? Halten Sie mich für eine Dame der feinen Gesellschaft?« Sie deutete auf ihren schäbigen Kittel.

»Ich meine natürlich seine Geschichten. Haben Sie etwas von ihm?« Anna deutete auf die Zeitungen.

Die Verkäuferin zupfte ein Exemplar hervor und hielt es Anna hin. »Früher hat er für *Le Siècle* geschrieben. Jetzt gibt er seine eigene Zeitung heraus.«

»*Le Mousquetaire*«, las Anna laut vom Kopf des Blattes ab. Darunter stand: *Journal de M. Alexandre Dumas*. Sie rückte ihre Brille zurecht. Die Titelseite schmückte die Zeichnung einer Figur in historischem Kostüm, vermutlich der namensgebende Musketier. Daneben war ein Tisch abgebildet, an dem eine Flinte lehnte.

Anna streckte eine Hand aus. Doch die Verkäuferin zog die Zeitung zurück und hielt ihre von Druckerschwärze verschmierten Finger hin. »Fünfzehn Centimes«, forderte sie. »Erst bezahlen, dann lesen. Alte Lebensweisheit der Zeitungshändler.«

Anna holte drei Münzen aus ihrer Geldkatze hervor. Mit der Zeitung in der Hand ließ sie sich von Immanuel in das Café bringen. Es summete von Gesprächen und klirrte von Silberlöffeln, die gegen Porzellan tickten. Sie fanden einen winzigen runden Tisch. Anna bestellte Kaffee für sich und ein Bier für Immanuel. Dann faltete sie die Zeitung auseinander und bedeckte damit die grüne zerkratzte Tischplatte. *Le Mousquetaire* war auf dünnem, billigen Papier gedruckt. Die Lettern schienen durch. An einigen Stellen hätte die Druckerpresse sie fast durch den Bogen geschlagen. Die Schlagzeile auf dem Titelblatt lautete: *Franzosen raus aus Paris* und war der Titel einer Anklageschrift über den Umbau der Stadt durch Baron Haussmann. Die meisten Pariser Bürger konnten die Mieten für die neuen Luxuswohnungen nicht bezahlen und mussten in den heruntergekommenen Osten der Seine-Metropole abwandern. Anna überflog den Artikel. Das war es nicht, wonach sie suchte. Doch da! Am unteren Rand der

Titelseite kündigte ein zweiseitiger Artikel einen neuen Fortsetzungsroman aus Dumas' Feder an. Der Text sei im Innenteil zu finden, stand dort: die erste Folge von *Die Mohikaner von Paris*.

Anna suchte nach der angekündigten Episode, reichte Immanuel den ersten Bogen der Zeitung und las weiter.

Auf dem zweiten Bogen hatte sie die Fortsetzungsgeschichte gefunden. Darin tauchten zwei Liebende auf, Colomban und Carmélite genannt. Listenreich entkamen sie Gefahren, in die sie durch ihre eigenen Unverschämtheiten hineingeraten waren. Es fiel schwer, dennoch las Anna die gesamte Folge. Dann winkte sie dem Kellner, bezahlte aus ihrem schwindenden Münzvorrat und fragte nach der nächsten Gendarmerie.

Die Polizeiwache war in einem dämmrigen Haus an der Rue de Cléry untergebracht. Immanuel schob Anna durch die Eingangstür. Der Geruch von Männerschweiß und Pfeifentabak hing in der Luft. Hinter einem unaufgeräumten Schreibtisch hockte ein Uniformierter mit einem von Verschlafenheit verdrossenen Gesicht. Er strich sich den schmalen Oberlippenbart glatt und fragte Immanuel, was er wolle.

»Ich bin diejenige, die etwas vorzubringen hat«, sagte Anna.

»Madame?«, kam es mit müder Stimme zurück.

»Ich erstatte Anzeige gegen einen Mann namens Alexandre Dumas«, sagte Anna.

Die Müdigkeit verschwand aus dem Gesicht des Gendarmen. »Den Schriftsteller?«

»Wie viele Männer dieses Namens gibt es denn in Paris?«, gab Anna zurück. »Natürlich gegen den Schriftsteller.«

An zwei Tischen im Hintergrund reckten die Kollegen des Polizisten die Köpfe.

»Was hat er diesmal angestellt?«, fragte der Mann am Empfang.

»Bedeutet das, er ist ein bekannter Verbrecher?«, fragte Anna zurück.

»Darüber darf ich keine Auskunft geben. Sie wollten eine Anzeige erstatten. Wie lautet der Grund?« Er holte einen Bogen Papier hervor und zog den Korken aus einem bronzenen Tintenfass.

»Wegen ...« Anna warf Immanuel einen Blick über die Schulter zu. Ihr Begleiter zuckte die Achseln. »... Verrohung der Sitten«, fuhr sie fort.

Der Gendarm runzelte die Stirn. »Hat Dumas Sie belästigt?«

»Und wie er mich belästigt hat«, fuhr Anna fort. »Mit jedem Wort, das er schreibt, treibt er mir die Schamesröte ins Gesicht.«

Die Polizisten an den hinteren Tischen erhoben sich und kamen näher.

»Madame«, begann der Gendarm. »Wir sind ein freies Land. Monsieur Dumas ist einer unserer erfolgreichsten und beliebtesten Schriftsteller. Eine Anzeige ...«

»Er ist nur beliebt, weil es ihm gelingt, seine Leser zu verdummen und sie mit billigen Tricks für sich einzunehmen. Er ist ... er ist ...« Das Wort kam Anna nur schwer über die Lippen. »... ein Hypnotiseur. Einer, der sich die Menschen gefügig macht. Er ist gefährlich!«

Jetzt blickten sich die drei Polizisten an. Einer wedelte mit der Hand, als habe er sich verbrannt.

»Ich verlange, dass die Polizei etwas gegen ihn unternimmt.«

»Wir können niemanden einsperren, nur weil er Romane schreibt«, sagte der Empfangsbeamte.

»Von Gefängnis habe ich auch nicht gesprochen.« Anna schlug mit behandschuhter Hand auf den Schreibtisch. »Lassen Sie die Plakate abreißen, die für seinen Schmutz werben. Lassen Sie die Zeitung verbieten, die er

herausgibt. Und sorgen Sie dafür, dass Ihre Landsleute gute Bücher lesen. Schaffen Sie öffentliche Bibliotheken und Schulen.«

»Anschrift?«, fragte der Gendarm.

»Ich weiß nicht, wo der Schmierfink seinen Unterschlupf hat«, sagte Anna.

»Ich meine natürlich Ihre Anschrift, Madame. Wohnen Sie in Paris?«

Anna zögerte. Gerade in diesem Augenblick mochte die in Zorn entflammte Madame Schmaleur die Reisetaschen aus Annas Zimmer tragen und das Bett abziehen lassen. Aber solange sie das nicht sicher wusste, wohnte sie noch dort. Anna nannte die Adresse: Rue Réaumur 38.

Der Gendarm füllte mit rascher Hand ein Formular aus und ließ Anna unterschreiben. Dann legte er das Blatt auf einen Stapel, verschränkte die Finger und sagte: »Guten Abend, Madame.« Gekünstelte Freundlichkeit war in sein Gesicht gemeißelt.

Anna beugte sich über den Schreibtisch und griff nach dem Formular. Sie hielt es sich vor die Brille. »Wo steht, welche Maßnahmen die Polizei ergreifen wird?«

Der Gendarm seufzte und versuchte, das Papier zurückzubekommen. »Das steht nirgendwo. Es liegt im Ermessen unserer Gendarmerie.«

»Und was ermessen die Gendarmen?«, flirrte Anna. Ihre Nase fühlte sich verstopft an. Diese Männer nahmen sie nicht ernst. Weil sie eine Frau war und im Rollstuhl saß! Heiße Beschämung stieg in ihr auf.

»Das ist einzig und allein Angelegenheit dieser Amtsstube.« Mit einer geschickten Bewegung gelang es dem Gendarmen, das Formular wieder an sich zu reißen. Dabei ging der Bogen entzwei.

Anna warf dem Uniformierten den Fetzen Papier entgegen. Der Schnipsel traf seine Brust und segelte lautlos zu Boden. »Sie sind nur ein Domestik der

Verwaltung«, fuhr Anna ihn an. »Ich verlange, den Polizeipräsidenten zu sprechen.«

»Wie wäre es stattdessen mit dem Präsidenten der Republik?«

Anna wollte Immanuel auffordern, den frechen Franzosen Mores zu lehren. In diesem Moment schaltete sich einer der anderen Polizisten ein. Er kam um den Schreibtisch seines Kollegen herum und baute sich vor Annas Rollstuhl auf. Wenn er sich jetzt jovial neben mich hockt, werde ich anfangen zu schreien, versprach Anna sich selbst. Doch der Gendarm blieb stehen und sah auf sie herab. Er trug dieselbe blaue Uniform wie seine Kollegen. Aber auf seinen Schultern waren mehr Abzeichen befestigt.

»Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, Madame, scheinen Sie keine Französin zu sein«, sagte er mit tiefer Stimme.

»Ich komme aus dem Großherzogtum Baden. Was hat das mit meinem Anliegen zu tun?«, schnaubte Anna.

»Nichts, natürlich«, gab der Offizier zurück. »Außer vielleicht, dass Sie nicht wissen, welche Institution in Frankreich über die guten Sitten wacht.«

»Die Polizei natürlich«, sagte Anna. »Oder nicht?«

»Ihr Fall wäre bei der Zensurbehörde besser aufgehoben«, verriet der Gendarm. »Ersparen Sie doch dem armen Gady dort die Mühe. Ihre Beschwerde«, er deutete auf den Rest des Formulars, »würden wir ohnehin an die Kollegen von der Zensur weiterleiten. Aber das dauert Wochen. Warum suchen Sie die Behörde nicht persönlich auf?« Er nannte eine Adresse. »Morgen früh um acht werden Sie dort jemanden antreffen.«

Nach einer Pause fügte er hinzu: »Sie sollten wissen, dass Dumas' Geschichten überall beliebt sind. Wenn seine Werke Ihretwegen der Zensur zum Opfer fallen, werden Sie ganz Frankreich gegen sich aufbringen.«

Kapitel 2

*Westlich von Paris, Château Monte Christo,
Dezember 1851*

Paris war die Hauptstadt des Gestanks und die Heimat der Duftwässer. Nirgendwo sonst in Europa gab es so viele Parfümerien, nirgendwo gaben Damen und Herren, die es sich leisten konnten, so viel Geld für flüchtige Gerüche aus. Aus gutem Grund: Paris war eine Kloake. Von den Straßen stieg ein pestilenzialischer Gestank auf, der Brodem der Verruchtheit, der die Stadt wie eine Glocke umschloss. Die französischen Könige, als es sie noch gab, entflohen Schmutz und Schmier, so oft sie konnten. Man lüftete die Allongeperücke und das Justaucorps auf der Jagd im Bois de Boulogne. Doch nach den Vergnügungen des Tages drohte die Rückkehr in den Sumpf, der vorgab, eine Weltstadt zu sein. Kein Wunder, dass es sich die Reichsten der Reichen ein Vermögen kosten ließen, außerhalb von Paris zu residieren. Sie zogen in den Westen, auf die Hänge von Saint-Germain-en-Laye, dorthin, wo die Stadt noch so nah war, dass man sie sehen konnte, und gleichzeitig so fern, dass ihr Mundgeruch außer Reichweite blieb.

Dort ließ sich jeder Fürst der französischen Geschichte, der etwas auf sich hielt, ein Schloss errichten. Dort kamen Könige zur Welt und gingen an ihr zugrunde. Dort kauten Herzöge an Hühnerbeinen und schleuderten die Knochen in Richtung Paris. Dort ließen sich die schönsten Frauen der Gesellschaft von den reichsten Männern zur Chaconne führen und bei dem Tanz auf die Füße treten. Wer es den

Berg hinauf nach Saint-Germain-en-Laye geschafft hatte, war dem Himmel ein Stück näher gekommen.

Jetzt, im Jahr 1851, waren die Könige verschwunden, von Revolutionen verschluckt. Aber ihre Schlösser standen noch. Inzwischen gehörten sie reichen Bürgern, die mit Eisenbahnen und Zigarren, mit Kaschmirstoffen und Porzellan, mit venezianischem Kristall und kristallklarem Champagner barocke Vermögen verdienten.

Aber nur die Gewöhnlichen gaben sich damit zufrieden, in verstaubtem Prunk zu wohnen und sich dort zur Ruhe zu betten, wo die Bourbonenkönige blaue Fürze gelassen hatten. Wer wirklich erfolgreich war, baute sich selbst einen Palast.

Erst vor Kurzem war in Rufweite des Schlosses von Heinrich IV., dem Geburtsort des Sonnenkönigs, ein neues Château entstanden. Der Bauherr hielt sich selbst für einen Monarchen und nannte sich »König der Dichter«. In Paris hielt man ihn für einen Zauberer, der Worte in Geld verwandeln konnte. In Saint-Germain-en-Laye war er vor allem dafür bekannt, dass er Geld in Luft auflösen konnte.

»Schreiben Sie!« Die Stimme donnerte durch den Raum mit der pflaumenblauen Tapete. Zehn Schreibtische mit geschwungenen Füßen standen aufgereiht wie in einer Schulklasse. Daran saßen zehn Männer mit gebeugten Rücken. Auf ihren Stirnen glänzte der Schweiß. Die Federn in ihren Händen tanzten, während sie Papierbogen um Papierbogen beschrieben. Einer von ihnen, ein dünner junger Mann mit lichtem Haar und Rockschoßen, die schon lange aus der Mode waren, hielt inne, schaute auf das, was er geschrieben hatte, tippte sich mit der Spitze der Feder gegen die Wange und ließ dann seinen Blick aus dem Fenster schweifen.

Schwere Schritte rissen ihn aus den Gedanken, und ein Schatten fiel auf seinen Arbeitsplatz.

»Woran denken Sie, junger Freund?«, fragte eine heisere Basstimme.

»Diese Geschichte, die ich nach Ihren Vorstellungen ausarbeiten soll, scheint nicht stimmig zu sein, Monsieur Dumas«, sagte der Schreiber, ohne den Blick vom Fenster zu nehmen. Davor wiegten sich die Bäume des Parks im Dezemberwind. Regentropfen prasselten gegen die Fenster von Château Monte Christo.

»Nicht stimmig«, wiederholte Dumas. Er war ein großer Mann von reicher Körperlichkeit. Krauses Haar wucherte wild auf seinem Kopf. Die Spitzen zitterten. Aus seinem Gesicht mit den vollen Wangen leuchteten falkenhelle Augen hervor. Der parfümierte Bart auf seiner Oberlippe zuckte, als seine Lippen sich verzogen. Wer Dumas nicht kannte, hätte geglaubt, er fletsche die Zähne. Tatsächlich aber lächelte er – wie immer, wenn sich der Autor der *Drei Musketiere* herausgefordert fühlte.

»Ich bin wirklich froh, ein junges Talent wie Sie in meiner Romanfabrik zu beschäftigen, Fruchard«, sagte Dumas. »Bitte verraten Sie mir, was an meiner Geschichte nicht stimmt.«

»Die Handlung ist spannend und unterhaltsam«, antwortete der Schreiber. »Aber ich finde, der Schurke ist etwas blass.« Fruchard warf einen erschrockenen Blick zu seinem Arbeitgeber empor. »Wenn der Ausdruck erlaubt ist.«

Dumas' Haut war recht dunkel, ein Erbe seines Vaters, der aus Haiti stammte. »Etwas Farbe hat noch niemandem geschadet«, sagte er. »Denken Sie sich etwas aus, Fruchard. Tupfen Sie den Pinsel in die Palette Ihres Geistes, und dann schwingen Sie ihn über das Papier! Verleihen Sie der Figur Leben!«

»Das versuche ich ja, Monsieur«, sagte der Schreiber. »Aber es ist so schwer, sich einen lebendigen Menschen vorzustellen.«

»Sehen Sie die Regentropfen am Fenster? Stellen Sie sich vor, diese Tropfen füllten Ihre Gedanken. Und in jedem steckte ein Einfall, manchmal sogar eine ganze Geschichte.

Fruchard! In Ihrem Innern fließen Bäche. Flüsse der Fantasie sind dort aufgestaut. Setzen Sie sich ans Ufer, und werfen Sie die Angel aus!«

Fruchard starrte wieder auf das Fensterglas. Er schluckte. »Der Schurke muss ins Gefängnis, wird dort von den anderen Gefangenen gefoltert und dann getötet«, brachte er schließlich hervor.

Dumas klopfte Fruchard auf den Rücken. »Großartig und effektiv. Jedenfalls, wenn Sie mich ruinieren wollen.« Er wühlte mit einer Hand in seinem Haar. »Wie wäre es hiermit? Der Schurke muss ins Gefängnis. Aber das Elend dort macht ihn nicht fertig. Oh nein! Er wird sogar noch stärker und schurkischer. Wenn der Teufel in die Hölle kommt, fühlt er sich zu Hause. Nicht wahr, Fruchard?« Ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr Dumas fort: »Unser Schurke bereichert sich im Gefängnis und wird mächtiger als zuvor. Nur geschieht das diesmal nicht auf Kosten unschuldiger Bürger, sondern zum Leidwesen der anderen Gefangenen.«

»Aber wie soll das gehen?«, fragte Fruchard mit leiser Stimme.

»Was würden Sie im Gefängnis am meisten vermissen?«, fragte Dumas.

»Ich würde ... also, wenn ich dort hinmüsste, würde ich ...«

»Sie sind ein Mann, Fruchard. Sie würden eine Mätresse haben wollen. Die Nächte im Gefängnis sind kalt und langweilig. Also besticht unser Schurke die Wärter.«

»Wie ist er denn an das Geld gelangt?«

»Wer braucht Geld, wenn er Einfälle hat? Einfälle, Fruchard! Er lässt die Mätresse kommen und vermietet sie an seine Mitgefangenen. Von den Einnahmen schmiert er die Wachen und wird so reich, dass er zum König des Zuchthauses aufsteigt. Natürlich nascht er auch selbst von seiner Ware.«

»Wie abscheulich!«, stöhnte der Schreiber.

»Sie finden das abscheulich? Dann ist es genau der Stoff, den wir brauchen.«

Auf der Stiege waren Schritte zu hören. Der Pförtner erschien. In seiner blauen Livree hob er sich kaum von der Tapete ab.

»Was ist denn, Mocquet?«

»Besuch, Monsieur«, sagte der Pförtner.

Im Château Monte Christo gab es zwei Arten von Gästen. Diejenigen, die der Hausherr eingeladen hatte und mit denen er tagelang tafelte und nächtelang Bacchanal feierte. Und solche, die von selbst kamen und etwas verlangten, das zu geben Dumas nicht bereit oder in der Lage war.

»Ich habe Ihnen doch beigebracht, wie man mit Störenfrieden umgeht, Mocquet.«

Der Pförtner verbeugte sich. »Gewiss, Monsieur. Aber diesmal haben die Herren von der Bank selbst einen Hund mitgebracht. Unser Napoleon hat sich aus Angst vor aller Augen erleichtert und ist dann in seine Hütte geflohen.«

Dumas stiefelte durch den Raum. In der Tür drehte er sich noch einmal zu den Lohnschreibern um. »Kein Grund, die Federn ruhen zu lassen. Heute Abend müssen die Artikel in der Druckerei sein. *Le Mousquetaire* erscheint pünktlich und vollständig. Schreiben Sie, meine Herren, schreiben Sie!«

Alexandre Dumas befahl dem Pförtner, die Eindringlinge in den weißen Salon zu führen. Er selbst betrat den Raum rasch durch eine Seitentür und machte es sich in einem Stuhl mit hoher Lehne und rotem Lederbesatz bequem. Das Möbel ähnelte einem Thron. Dumas war oft in den Louvre gegangen, um auf den Gemälden die Posen zu studieren, mit denen sich die Könige der französischen Geschichte auf ihren Prunksitzen präsentierten. Für die Bankiers nahm er die lässige Haltung Ludwigs XVIII. ein. Dazu ließ er die

linke Hand auf der Armlehne ruhen und stützte sich mit der rechten auf einem Spazierstock ab.

An der Stirnwand des Raums stand eine Büste des Hausherrn aus pentelischem Marmor. In doppelter Lebensgröße blickte der Dargestellte visionär zur Zimmerdecke, wo ein Kronleuchter kristallenes Licht spendete und blitzende Funken auf den polierten Stein warf. Dumas liebte dieses Arrangement. Bisweilen erwartete er, sein steinernes Ebenbild würde den Blick auf ihn richten und zu ihm sprechen.

Vom Eingang her waren laute Stimmen zu hören, begleitet vom Kläffen eines Hundes und dem Klicken von Tierkrallen auf Steinfliesen. »Nicht der Hund, Messieurs«, rief Mocquet. »Nicht hier im Château!«

Eine doppelflügelige Tür führte in den weißen Salon. Sie war von oben bis unten mit kleinen Glasfenstern versehen. Dahinter erschienen jetzt zwei dunkel gekleidete Männer. Durch die Fenster waren ihre Gestalten in Quadrate zerteilt. Dumas schmunzelte bei der Vorstellung, die Bilder wie bei einem Verschieberätsel durcheinanderzubringen, sodass der Kopf des einen Herrn im Schritt des anderen saß. Er grübelte noch über reizvolle Variationen, als die Besucher eigenmächtig die Tür öffneten und eintraten.

»Monsieur Gallois. Monsieur Odier.« Dumas kannte seine Gäste und nickte ihnen zu. Aber er erhob sich nicht.

»Dumas«, sagte der mit Odier Angesprochene. Seine Frisur bildete zu den Seiten seines Kopfes ein Paar Taubenflügel. »Unsere Geduld ist am Ende. Zahlen Sie! Oder wir lassen Sie ins Gefängnis werfen.«

Zwischen den Beinen der Geldeintreiber drängte sich ein Hund hindurch. Er reichte seinen Herren bis über die Knie, hatte schwarzes kurzes Fell und fletschte die Zähne. Odier hielt ihn an einer kurzen Leine.

Dumas winkte die Männer näher und bot ihnen Stühle an dem weißen Tisch mit runden Enden an, der die Mitte

des Raums beherrschte. Die Männer setzten sich nicht. Aber das würde sich ändern.

»Wie viel bin ich Ihnen noch gleich schuldig?«, fragte Dumas.

»Genau dreihundertvierzigtausend Francs. Die Zinsen mitgerechnet«, kam die Antwort von Gallois.

»Für eine solche Summe kommen Sie eigens aus Paris angefahren«, stellte Dumas fest. »Wenn die Angestellten Ihrer Bank wegen solcher Lächerlichkeiten Zeit verschwenden können, muss es Ihrem Institut sehr gut gehen. Ich sehe keinerlei Veranlassung, Sie mit meinem Geld zu unterstützen.«

»Es ist unser Geld, Dumas.« Odier erhob die Stimme. Der Hund stimmte mit einem gehässigen Knurren in Richtung des Hausherrn ein. »Und es ist keine Kleinigkeit. Der Kerzenmacher in meiner Straße müsste schon für einhunderttausend Franc ein Leben lang arbeiten.«

»Wie viele Kerzen würde das wohl ergeben? Vermutlich könnte er Paris damit eine Nacht lang erleuchten. Das gelingt sonst nur Schriftstellern. Grüßen Sie den armen Kerl von mir«, erwiderte Dumas. »Ich werde vierhundert Talglichter bei ihm bestellen. Mein Château soll leuchten wie meine Gedanken.«

»Genug geschwätzt!« Gallois hatte nun die Tonlage des Hundes angenommen. »Das Geld, Dumas! Oder ich lasse die Gendarmen kommen.«

Der Hausherr erhob sich und ging auf die Besucher zu. Die Bankangestellten reichten Dumas bis knapp über die Schulter. Er ging in die Knie und schaute dem Hund in die Augen. Das Knurren zerfiel zu einem Gurgeln. Dann versiegte es vollends. Dumas kraulte das Tier hinter den Ohren. Zum Dank wurde er von einer warmen Zunge am Kinn geschleckt.

»Lassen Sie den bedauernswerten Kerl von der Leine«, sagte Dumas. »Er soll sich doch nicht so fühlen wie der

arme Fantast, den zu drangsalieren Sie hergekommen sind.«

Die Türglocke läutete. Kurz darauf tauchte Mocquet wieder auf. »Monsieur Dumas, Sie haben Besuch. Es ist Madame Prunelle. Sie ist mit ihrem Sohn gekommen und sagt, sie brauche dringend Ihre Unterstützung. Sie wartet im gelben Salon.«

Der gute Mocquet! Er hatte immer die besten Einfälle zur rechten Zeit.

»Meine Herren«, wandte sich Dumas an die Bankiers, »unsere Unterredung muss hier enden. Eine Dame, die Hilfe braucht, lässt man nicht warten. *Au revoir*. Ein Rat zum Schluss: Lassen sie Ihrem Hund - und mir - mehr Leine.«

Mit flatternden Rockschoßen entkam Dumas aus dem Raum. Odier rief ihm hinterher, er werde warten, bis Dumas zurückkehre. Doch Dumas gab nichts auf diese Drohung. Die Geduld eines Geldkaufmanns war so dünn wie eine Banknote und riss ebenso leicht. Odier und Gallois würde die Zeit lang werden, und schließlich würden sie aufgeben und verschwinden. *Ennui*, meine Herren, Langeweile. Sie ist die Waffe des Schriftstellers.

»Bravo, Mocquet!« Dumas klopfte dem Pförtner auf die Schulter. Dabei stellte er fest, dass die Livree schon stark zerschlissen war. Mocquet hatte eine bessere Ausstattung verdient. Gleich morgen wollte er beim teuersten Schneider von Paris eine schmucke Uniform für den guten Mann in Auftrag geben.

»Monsieur?«, fragte der Pförtner.

»Ein guter Einfall, Mocquet.« Dumas lachte und hieb sich mit der Faust in die flache Hand. Seine wilden Haare wogten. »»Madame Prunelle erwartet Sie im gelben Salon.« Das hätte mir nicht besser einfallen können.«

»Aber es ist wahr, Monsieur«, sagte Mocquet mit kleiner Stimme. »Sie hat ihren Sohn Henri mitgebracht und ist sehr aufgebracht.«

Dumas wandte den Blick gelobend zum Himmel. »Ihre Livree können Sie vergessen, Mocquet!« Er stürmte in Richtung des gelben Salons davon und ließ den ratlos auf seine Dienstkleider schauenden Pförtner zurück.

Kapitel 3

Westlich von Paris, Château Monte Christo, Dezember 1851

Marianne Prunelle hatte einen kräftigen Kiefer und ein hellwaches, misstrauisches Gesicht. Dumas schlang die Arme um ihre von billigem Tuch geschmückten Schultern und küsste ihre reglosen Lippen. Dann beugte er sich zu dem Knaben hinab und schüttelte dessen schlaffe Hand.

»Wie schön, euch beide hier zu sehen!«, begann er. Doch die Worte klangen so fade wie seine Empfindungen. »Der kleine Henri kann ja schon laufen.«

Mariannes Augen waren groß und besonnen. »Wenn Sie ihm Geld geschickt hätten, wie Sie es versprochen haben, könnte er vielleicht schon lesen. Zum Beispiel die Romane, mit denen sein Vater Millionen verdient.«

Warum hatte er diesen welken Mund bloß jemals attraktiv gefunden? Dumas schätzte an der Größe des Kindes, dass das nun schon sechs Jahre her sein musste. Damals war Marianne eine Schönheit gewesen. Ach, erst die Zeit verlieh den Blumen von Paris Poesie!

Das musste er aufschreiben! Er tastete in seiner Rocktasche herum, holte Papier und Stift hervor und notierte.

Marianne riss ihm die Notiz aus der Hand. Der Stift klapperte auf die Fliesen. »Wir brauchen Geld, keine großen Worte. Geld! Mit wie vielen Millionen Franc haben Sie dieses Château gemästet, während Ihr eigener Sohn täglich verwässerte Kohlsuppe schlürfen musste?«

»Marianne!«, versuchte er sie zu beschwichtigen. »Der kleine Henri ist zu bedauern, aber ich bin nicht sein Vater.«

»Das weiß ich wohl besser. Und ich habe vor, alle Geheimnisse, die Sie mir zwischen Küssen ins Ohr geflüstert haben, in die Welt hinauszurufen.«

»*Mon dieu!* Was für Geheimnisse sollen das schon sein?« Dumas spürte, wie ihn die kalte Gelassenheit verließ.

»Zum Beispiel, dass *Der Graf von Monte Christo* eine Erfindung Ihres Lohnschreibers Auguste Maquet ist.«

»Das ist nicht lächerlicher als das festliche Zeremoniell für Molière im Théâtre-Français. Aber es ist genauso lächerlich.« Dumas wedelte den Vorwurf mit einer Handbewegung beiseite. Hatte er Marianne tatsächlich davon erzählt? Es stimmte ja. Maquet hatte sein historisches Wissen in den Roman einfließen lassen. Aber die Geschichte war von Dumas gekommen. All die Rachegelüste des Edmond Dantès und seine gerissene Art, seine Feinde zu zerstören. Das war der echte und einzigartige Dumas. Maquet! Dabei fiel Dumas ein, dass auch sein ehemaliger Lohnschreiber Geld von ihm verlangte, eine Beteiligung an den Einnahmen. Aber das Geld war längst gut verlegt.

»Monsieur? Hören Sie mir überhaupt zu?« Jetzt fischte die Prunelle ein Stück Papier unter ihrem schäbigen Umhang hervor und hielt es ihm entgegen.

Dumas wich davor zurück. Von Papier, das er nicht selbst beschrieben hatte, hielt er ungefähr so viel wie der Teufel von der Bibel. »Was ist das?«, fragte er. Die Antwort kannte er schon.

»Unterschreiben Sie! Damit erkennen Sie Henri als Ihren Sohn an, und ich nehme alle Geheimnisse mit ins Grab.«

Das hoffentlich schon geschaufelt war.

Henri zupfte den Bogen aus der Hand seiner Mutter, stellte sich vor Dumas und hielt ihm das Papier hin. »Papa!« sagte der Knirps. »Bitte!«

Stiegen ihm angesichts des flehenden Kindes etwa Tränen in die Augen? Warum musste er nur so empfindsam sein? Sein eigener Vater war gestorben, als Alexandre erst vier Jahre alt gewesen war. Danach war er mit den Helden aus den Romanen seiner Mutter aufgewachsen. Sie hatten ihn gelehrt, wie man mutige Taten vollbringt, wie man die Herzen der Frauen und die Geldbörsen der Reichen erobert. Aber wie man angesichts großer Kinderaugen ein hartes Herz behält, das hatte ihm niemand beigebracht.

Dumas nahm Henri das Schreiben aus der Hand. Der Junge hob den Stift auf und hielt ihn seinem mutmaßlichen Vater entgegen. Bevor Dumas danach greifen konnte, verengten sich Henris Augen. Er schaute zu einem der hohen Fenster hinüber. »Da kommt jemand«, stellte der Junge fest.

Dumas fuhr herum. Über den Kiesweg rollte eine Kutsche heran und hielt vor dem Eingang, gleich neben dem Fuhrwerk der Bankiers. Eigentlich hätten das Knirschen der Räder und das Quietschen der Deichsel zu hören sein sollen. Doch die doppelten Fenster schluckten alle Geräusche. Alexandre hatte sie an allen Gebäuden so einrichten lassen, um beim Schreiben ungestört zu sein. Nichts ging über Stille, wenn man seinen Gedanken lauschen wollte.

Zu dritt beobachteten sie, wie drei Herren in eleganten Mänteln der Kutsche entstiegen. Sie setzten ihre Zylinder auf. Dann halfen sie dem Kutscher, etwas von der Ladefläche herunterzuheben. Es schien ein Möbelstück zu sein, ein großer Stuhl. Dumas konnte sich nicht erinnern, etwas Derartiges bei seinen Schreibern in Paris bestellt zu haben. Da erst erkannte er, dass der Stuhl Räder hatte. Einen Augenblick lang dachte er, seine Gläubiger seien gekommen, um ihm die Beine zu brechen und ihn dann, der Flucht unfähig, in diesem Folterwerkzeug festzuschnallen. Sie würden ihn in den Karzer schieben und dort in der Dunkelheit für alle Zeiten vergessen. Das war natürlich

absurd. Aber eine solche Szene ließe sich vielleicht in einem der vielen Romane verwenden, die noch geschrieben werden wollten.

Warum also brachten ihm drei Unbekannte einen Rollstuhl?

In diesem Moment hob der Kutscher eine vierte Person aus dem Einspanner. Auf seinen Armen lag eine Frau von etwa dreißig Jahren. Sie war eine anstaunenswürdige Erscheinung, dünn und elfenbeinfarben, jedenfalls soweit ihr Umhang es erkennen ließ. Unter ihrer Haube mit Rüschenbesatz lugten Strähnen dunklen Haars hervor, und ihre rauchblauen Augen suchten die Fassade des Château ab, während der Kutscher sie in den Rollstuhl setzte. Mit geübter Bewegung schlug er eine Decke über ihre Beine. Dann schob er den Stuhl in Richtung Eingang. Die Zylindermänner folgten.

Dumas spürte eine Gänsehaut über seine Arme laufen. Er hatte in Paris schon gelähmte Veteranen gesehen, sogar ohne Beine. Einige liefen auf ihren Händen. Andere rollten in selbst gezimmerten Wägelchen über die Pflastersteine. Lederbesetzte Rollstühle konnten sich nur die Reichen leisten, und diese Exemplare waren entweder alt oder hässlich – oder beides. Eine anmutige junge Frau in diesem Zustand zu sehen, war so ungewöhnlich wie erschütternd. Welcher Philosoph hatte gesagt, die Natur habe einen Sinn für Schönheit und Gerechtigkeit? Der musste ein Narr gewesen sein.

»Ist das Ihre neue Mätresse?«, kläffte die Prunelle. »Ich werde sie vor Alexandre Dumas warnen und ihr raten, dieses Anwesen sofort wieder zu verlassen.«

Wer auch immer ihn da besuchte, Dumas musste mehr über diese tragische Dame erfahren. Seine Nase begann zu jucken, wie sie es meist tat, wenn sich Einfälle für neue Geschichten in seinem Kopf anstauten und nach außen drängten. Eine Prise Schnupftabak wäre jetzt hilfreich.